

Erinnerungszeichen für 20 jüdische Schülerinnen des Luisengymnasiums

23. November 2022, 11 Uhr

Luisengymnasium

Rede von Michael Felsen, dem Neffen von Johanna Felsen

Guten Morgen!

Meine Familie und ich danken Ihnen, dass wir hier sein können. Wir danken Ihnen, dass Sie uns eingeladen haben. Und wir danken Ihnen, dass meine Tante Johanna und die anderen 19 jungen Frauen, derer wir gedenken, heute wieder zurück nach München gebracht werden.

Als ich sechs Jahre alt war, lebten meine Schwester und ich einige Monate bei unseren Großeltern mütterlicherseits, auf ihrer Hühnerfarm etwa 100 Meilen südlich von New York. Unser Vater war ein junger Professor, und er und unsere Mutter waren nach Deutschland zu einer Konferenz gefahren. Als wir uns auf ihre Rückkehr in die Vereinigten Staaten vorbereiteten, dachte unsere Großmutter, sie würde Ihnen einen Streich spielen. Sie wollte, dass wir ihnen vorgaukelten, dass wir während ihrer Abwesenheit Deutsch gelernt hätten, daher brachte sie uns bei, sie mit den Worten „Ich werde jetzt nur Deutsch sprechen“ zu begrüßen. Es war natürlich nicht wahr, wie auch sie merkten, als wir weiter mit ihnen sprachen.

Ich erzähle diese Geschichte, weil sie viel über meine Familie und ihre kompliziertes Verhältnis zu Deutschland aussagt.

Meine Mutter Sima wurde vor hundert Jahren, 1922, in Frankfurt geboren. Sie und ihr jüngerer Bruder Felix wuchsen dort auf. Ihre Mutter, meine Großmutter Rosa, war ebenfalls in Frankfurt aufgewachsen, und ihre Seite der Familie lässt sich mindestens für einige Generationen in dieser Stadt nachweisen. Mein Großvater Bernhard wurde in Polen geboren und ließ sich nach der Heirat mit Rosa in Frankfurt nieder. Sie besaßen eine kleine Fabrik, die Mützen herstellten. Ich erinnere mich daran, vor Jahren Miniaturmuster dieser Kappen gesehen zu haben, die sie produzierten. Ich hörte aber nur wenig über ihr Leben in Deutschland. Was ich wusste, war, dass sie bevor Hitler an die Macht kam, sie Deutschland glücklich ihr „Zuhause“ nannten. Aber als die Nazi-Partei dann die Macht übernahm, begriffen sie, dass ihre Zukunft als Juden düster sein würde. Sie kauften eine Schiffspassage in die Vereinigten Staaten und ließen 1937 ihr Leben in Frankfurt hinter sich. Schnell wurden sie Hühnerzüchter an einem Ort, weit weg von Zuhause, so wie viele andere neu angekommene deutsch-jüdische Flüchtlinge. Das ist die Frankfurter Seite der Familie. Die Münchner ist die meines Vaters.

Mein Vater Leopold wurde 1924 in München geboren und lebte dort bis zu seinem 15. Lebensjahr. Seine Schwester Johanna war zehn Jahre älter als er. Ihretwegen ist unsere Familie heute hier zusammengekommen. Leopolds und Johannas Mutter, meine Großmutter Anna, war 1888 in München geboren worden. Mein Großvater Markus kam aus Przemysl in Polen, was heute an der Grenze zur Ukraine liegt. 1910 emigrierte er nach München, heiratete Anna, und zusammen gründeten sie eine Familie. Markus führte ein kleines Geschäft für Wäsche und Kurzwaren in der Bayerstraße 71. Es war ein bescheidenes Leben. Leopold ging zur Grundschule und dann zur Realschule. Johanna besuchte das Luisengymnasium. Die Familie wohnte in der Hermann-Lingg-Straße.

Als die Nazis die Macht bernahmen, änderte sich alles. Im ersten Jahr von Hitlers Regierung, schlossen die Nazis sie in ihrem Geschäft ein und standen draußen Wache (Gemeint ist der Boykott jüdischer Geschäfte vom 1.4.1933). Eine katholische Familie, die nebenan eine Bäckerei hatte, schaffte es, ihnen Essen durch den Hintereingang hineinzuschmuggeln. Am nächsten Tag hatten die Nazis ihren Standpunkt klargemacht und ließen sie raus. In den folgenden Jahren forderte der Nazi-Boykott der jüdischen Geschäfte seinen Zoll für das Auskommen der Familie. An der Realschule wurden Leopold und anderen jüdischen Schüler abgesondert. Sie mussten hinten im Raum sitzen und wurden von ihren Lehrern angewiesen zu schweigen. Sie wurden von vielen Aktivitäten ausgeschlossen und von Hitlerjungen geschlagen. Weil Johanna das Gymnasium vor dem Machtantritt der Nazis abschloss, war sie als Kind solchen Schikanen wahrscheinlich nicht ausgesetzt. Ihre Schikanen begannen später.

Mein Vater war 14 Jahre alt, als im November 1938 die „Kristallnacht“ stattfand. Er war draußen in den Straßen in dieser Nacht, und sah mit seinen eigenen Augen, wie die Schaufenster der jüdischen Geschäfte eingeschlagen und die Synagoge angezündet wurden. Sechs Monate später hatten er und seine Eltern Pässe als „Staatenlose“ und kurz bevor Deutschland Polen überfiel, flohen sie nach England. Ein Jahr später konnte mein Vater in die Vereinigten Staaten und begann dort ein neues Leben. In New York traf er meine Mutter Sima, deren Familie, wie Sie sich erinnern, Frankfurt 1937 verlassen hatte. Sie heirateten 1944. Meine Eltern und meine Großeltern konnten der Verfolgung und dem Terror durch das Dritte Reich entkommen. Es gelang ihnen, der Mordmaschinerie zu entgehen, anders als sechs Millionen andere.

Doch diejenigen, die überlebten wie meine Eltern und Großeltern, trugen tiefe Wunden davon. Als wir heranwuchsen, hörten meine Schwester und ich fast nichts darüber, was unsere Eltern in Deutschland unter den Nazis erlitten hatten. Es war einfach zu schmerzhaft darüber zu sprechen.

Da bringt mich zu meiner Tante Johanna, eine der 20 Frauen, die wir heute ehren. Mein Vater erzählte meiner Schwester und mir, dass er nach dem Krieg nach Johanna suchte und alles was er vom Roten Kreuz erfuhr, war, dass sie tot sei. Als er sich viel später in seinem Leben begann sich zu öffnen, erzählte er uns, dass Johanna mit einem nichtjüdischen jungen Mann liiert gewesen sei, und dabei die Rassegesetze der Nazis verletzt hatte; sie wurde nach Polen ausgewiesen, wo sie starb. Das ist im Großen und Ganzen alles, was wir von ihr wussten. Mein Vater teilte uns nichts weiter mit, und meine Schwester und ich fragten nicht.

Jahre später, recherchierte ich nach mehr Informationen über Johanna. Als ich mehr als 20 Jahre später in Warschau war, konnte ich ein wertvolles Dokument entdecken: eine einzelne Seite vom Zensus 1940 in Krakau in Polen, mit Johannas Adresse und anderen Details sowie einem ergreifenden Foto von ihr. Ich brachte es meinem Vater, wir weinten zusammen. Ich unternahm auch Nachforschungen beim Internationalen Roten Kreuz und suchte Johannas Namen in Yad Vashem in Israel. Letztlich ergab meine Suche nur Hinweise, bezogen auf Johannas Tod im Warschauer Ghetto mit etwa 30 Jahren.

Ich wünschte, mein Vater hätte mehr gesagt, bevor er starb. Ich wünschte, ich hätte ihn nach Details ausgefragt, an die er sich erinnerte. Sein Trauma und mein ererbtes Trauma ließen uns beiden schweigen, schätze ich.

Das zentrale Faktum, das wir wissen, ist natürlich, dass sie wie die anderen 19 Schulkameradinnen, von einem brutalen Regime niedergeworfen wurde, das sie als böse, niedrig und unrein stigmatisierte - das gehasste „Andere“. Das lässt uns alle mit einer Frage zurück: Wie kann es sein, dass diese 30 jungen Frauen, so erfüllt von Leben und Hoffnung, so gehasst werden konnten?

Es ist nicht an mir zu sagen, was das deutsche Volk von dieser allzu nahen Geschichte gelernt hat.

Diejenigen von Ihnen, deren Familien seit Generationen in Deutschland gelebt haben: Ich nehme an, dass viele von Ihren Eltern oder Großeltern gehört haben, wie sie reagierten, als Hitler an die Macht kam. Für andere war es vielleicht zu schwer darüber zu sprechen. Aber ich glaube, wir alle sind uns einig, dass es eine Pflicht ist, ein Licht darauf zu werfen, was geschah und wieso, keine Option. Insbesondere, weil in Deutschland heute, wie in vielen anderen so genannten fortschrittlichen Gesellschaften, einschließlich der USA, das Schreckgespenst Rassismus, Ethnozentrismus und Despotismus nicht verschwunden ist. Es erscheint einigen immer noch anziehend, ja überzeugend, einem starken Mann zu folgen, diejenigen zu Sündenböcken zu machen, die anders sind, als löse das ihre Probleme.

Sicher, es hat sich viel zur Aufarbeitung getan. Für meine Familie – meine Schwester Judy und ihren Mann Jack (die heute nicht hier sind), meine Frau Tolle, unsere Söhne Sam, Joe und Jake und ihre Partnerinnen Sascha, Araks und Kalena, sowie für die jüngste Generation – Aren, Khoren, Lev, Misa Johanna (benannt nach meiner Tante Johanna) und Sevan – ist die heutige Installation des Erinnerungszeichens außerordentlich bedeutungsvoll. Als Kinder, Enkel und Urenkel des Holocaust sind wir tief bewegt.

In meiner Rede erwähnte ich, dass meine Großmutter Rosa mich als 6-Jährigen lehrte, meine Eltern mit „Ich werde jetzt nur Deutsch sprechen“ zu begrüßen. Dieser kleine Spaß hat

auch einen ernsteren Hintergrund. Nämlich dass meine Großmutter, obwohl aus Frankfurt vertrieben, der Heimat ihrer Familie für viele Generationen, in einem bestimmten schmerzlichen Sinn, eine deutsche Jüdin geblieben war.

Ich weiß, dass meine Mutter und mein Vater ebenso fühlten. Untereinander sprachen sie Deutsch, aber wollten es ihre Kinder nicht lehren. Viele Jahre weigerten sie sich, deutsche Produkte zu kaufen, aber mein Mutter hatte keine Probleme, ihren wundervollen deutschen Sauerbraten zuzubereiten. Mein Vater, wie ich später begriff, war von der zuvor erwähnten Konferenzreise nach Deutschland 1956 traumatisiert. Aber ab den 1960er Jahren hatte er angefangen mit deutschen Kollegen zusammenzuarbeiten, und langsam wurden Gespräche über die jüngste schreckliche Vergangenheit häufiger und ehrlicher.

Vor fast 20 Jahren wurde meinem Vater, der als Jude 1938 von seiner Realschule vertrieben worden war, die Ehrendoktorwürde der Technischen Universität München verliehen. Ich danke Professor Russer, der heute hier ist, für seinen Einsatz dafür. Für meinen Vater war das eine Art ultimativer Versöhnung, die der Auseinandersetzung Deutschlands mit der Wahrheit über seine schreckliche Vergangenheit folgte. Ebenfalls im Kern ein deutscher Jude, habe ich wenig Zweifel, dass ohne Hitler und das Dritte Reich mein Vater glücklich gewesen wäre, in dem Deutschland zu leben, dass er vor 1933 gekannt und geliebt hatte.

Johanna und die anderen 19 jungen Frauen, an die wir heute erinnern, hatte diese Möglichkeit der persönlichen oder kollektiven Aussöhnung nicht. Ihnen wurden ihre jungen Leben, erfüllt von so vielen Plänen, gestohlen, ihre Zukunft ausgelöscht. Aber mit diesen in Metall eingravierten Worten, haben Sie sich, die Schüler*innen des Luisengymnasiums und Sie als Stadt München sich entschieden, sie zu ehren und wertzuschätzen.

Der Wunsch meiner Familie ist es, dass die Gesichter dieser jungen Frauen die Welt erleuchten werden – und uns jeden Tag daran erinnern, dass ohne eine Kultur der Achtsamkeit und des Respekts für alle Menschen, selbst große Zivilisationen so leicht in Dunkelheit versinken können.

Vielen Dank!

Michael Felsen